

HEYNE <

JOHN GRISHAM DAS GESETZ STORIES

»UNBEDINGT LESENSWERT!«
THE NEW YORK TIMES

Erstmals im Taschenbuch

**JOHN
GRISHAM**

DAS GESETZ

Stories

Aus dem Englischen
von Kristiana Dorn-Ruhl, Bea Reiter
und Imke Walsh-Araya

HEYNE <

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Ford County - Stories
bei Doubleday, New York

Copyright © 2009 by Belfry Holdings, Inc.
Copyright © 2010 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Lektorat: Oliver Neumann
Herstellung: Helga Schörnig
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
ISBN 978-3-641-11037-6
V003

www.heyne.de

Für Bobby Moak

Nachdem *Die Jury* vor über zwei Jahrzehnten erschienen war, wurde mir schmerzhaft bewusst, dass es wesentlich schwieriger ist, Bücher zu verkaufen, als sie zu schreiben. Ich erstand eintausend Exemplare und hatte viel Mühe, sie loszuwerden. Nachdem ich sie im Kofferraum meines Autos gestapelt hatte, fuhr ich los und bot sie in Büchereien, Gartencentern, Urlaubsressorts, Lebensmittelgeschäften, Cafés und einer Handvoll Buchhandlungen an. Häufig begleitete mich mein lieber Freund Bobby Moak auf diesen Reisen.

Es gibt Geschichten, die wir nie erzählen werden.

BLUTSBRÜDER

ALS SICH DIE NACHRICHT von Baileys Unfall in der ländlichen Siedlung Box Hill herumgesprochen hatte, gab es bereits mehrere Versionen. Ein Mitarbeiter der Baufirma hatte seine Mutter angerufen und berichtet, dass Bailey beim Einsturz eines Gerüsts in der Innenstadt von Memphis verletzt worden sei, dass er operiert werde, dass sein Zustand aber stabil und nicht lebensbedrohlich sei. Baileys Mutter, mit über zweihundert Kilo Körpergewicht krankhaft fettleibig und leicht erregbar, fing angesichts dieser Nachricht hysterisch an zu schreien, wodurch ihr ein paar Fakten entgingen. Sie rief Freunde und Nachbarn an, um ihnen die tragische Geschichte zu erzählen, und jedes Mal variierte sie Details oder erfand etwas dazu. Da sie es versäumt hatte, sich die Telefonnummer des Firmenmitarbeiters zu notieren, gab es keine Möglichkeit, die Gerüchte, die sich wie ein Lauffeuer verbreiteten, auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen.

Einer von Baileys Kollegen, der ebenfalls aus Ford County stammte, rief seine Freundin in Box Hill an und gab eine etwas andere Version der Ereignisse durch: Bailey sei von einem Bulldozer überfahren worden, direkt neben dem Gerüst, und er sei so gut wie tot. Die Ärzte bemühten sich, aber es sehe düster für ihn aus.

Dann rief jemand aus der Verwaltung des Krankenhauses in Memphis bei Bailey zu Hause an und wollte dessen Mutter sprechen. Man sagte ihm, dass sie im Bett liege und

zu erregt sei, um zu sprechen, und dass sie deshalb nicht ans Telefon kommen könne. Die Nachbarin, die den Anruf entgegennahm, versuchte, dem Verwaltungsangestellten weitere Einzelheiten zu entlocken, bekam aber nicht viel aus ihm heraus. Auf der Baustelle sei irgendetwas eingestürzt, vielleicht ein Graben, in dem der junge Mann gearbeitet habe, oder so etwas in der Art. Ja, er werde operiert, und das Krankenhaus benötige ein paar Angaben zu seiner Person.

In dem kleinen Backsteinhäuschen von Baileys Mutter herrschte bald reges Gedränge. Am späten Nachmittag waren die ersten Besucher eingetroffen: Freunde, Verwandte und ein paar Pastoren aus den zahlreichen kleinen Kirchengemeinden des Ortes. Die Frauen versammelten sich in Küche und Wohnzimmer und tratschten, während immer wieder das Telefon klingelte, die Männer standen draußen und rauchten. Aufläufe und Kuchen tauchten auf.

Da man nichts zu tun hatte und wenig über Baileys Verletzungen wusste, stürzte man sich auf jeden noch so kleinen Hinweis, analysierte und zerpfückte ihn, um ihn dann an die Frauen im Haus beziehungsweise die Männer draußen weiterzugeben: Ein Bein sei zerquetscht und müsse vermutlich amputiert werden. Bailey habe ein schweres Schädel-Hirn-Trauma erlitten. Er sei mit dem Gerüst vier Stockwerke hinabgestürzt, vielleicht auch acht. Sein Brustkorb sei zerschmettert worden. Manche der Theorien wurden spontan entwickelt. Hier und da erkundigte sich jemand mit Grabesmiene gar nach der Beerdigung.

Bailey war neunzehn und hatte in seinem kurzen Leben noch nie so viele Freunde und Bewunderer gehabt. Je weiter die Zeit voranschritt, desto mehr liebte ihn die

versammelte Gemeinde. Ein guter Junge sei er, hieß es, ein viel besserer Mensch als sein nichtsnutziger Vater, den seit Jahren niemand gesehen hatte.

Baileys Exfreundin erschien und stand bald im Mittelpunkt des Interesses. Sie war aufgeregt und durcheinander und fing immer wieder an zu weinen, vor allem wenn sie von ihrem geliebten Bailey sprach. Als indes die Mutter im Schlafzimmer von ihrer Anwesenheit erfuhr, ließ sie sie vor die Tür setzen und nannte sie eine kleine Schlampe. Die kleine Schlampe gesellte sich zu den Männern draußen, rauchte und flirtete mit ihnen. Irgendwann verabschiedete sie sich mit dem Schwur, dass sie jetzt nach Memphis fahren werde, um ihren Bailey zu besuchen.

Der Cousin einer Nachbarin, der in Memphis lebte, erklärte sich widerstrebend bereit, das Krankenhaus aufzusuchen, um Erkundigungen einzuholen. Sein erster Anruf brachte die Nachricht, dass der junge Mann tatsächlich wegen unterschiedlicher Verletzungen operiert werde, sein Zustand aber offenbar stabil sei. Er habe allerdings viel Blut verloren. Beim zweiten Anruf korrigierte der Cousin ein paar Details zum Unfall. Er habe mit dem Vorarbeiter gesprochen. Bailey sei verletzt worden, als ein Bulldozer das Gerüst gerammt und zum Einstürzen gebracht habe. Dabei sei der arme Junge fünf Meter tief in einen Graben gefallen. Der Bautrupp arbeite an einem sechsstöckigen Bürogebäude in Memphis, Bailey sei dort als Maurergehilfe tätig. Das Krankenhaus lasse noch mindestens vierundzwanzig Stunden keine Besuche zu, aber Blutspenden würden benötigt.

Bailey ein Maurergehilfe? Seine Mutter hatte sich damit gebrüstet, dass er rasch befördert worden und inzwischen stellvertretender Vorarbeiter sei. Doch unter den

gegebenen Umständen kam es niemandem in den Sinn, sie auf diese Unstimmigkeit anzusprechen.

Am Abend stand ein Mann im Anzug vor der Tür und stellte sich als eine Art Ermittler vor. Er wurde an einen Onkel verwiesen, den jüngsten Bruder von Baileys Mutter, und bei einem Gespräch unter vier Augen im Garten zückte er die Visitenkarte eines Anwaltsbüros in Clanton. »Die beste Kanzlei im ganzen County«, sagte er. »Wir arbeiten bereits an dem Fall.«

Der Onkel war beeindruckt. Er versprach, einen weiten Bogen um andere Anwälte zu machen – »die versuchen doch nur, die Leute abzuzocken« – und Schadensregulierer zum Teufel zu schicken, falls sich welche meldeten.

Irgendwann kam die Idee auf, nach Memphis zu fahren. Es waren nur zwei Autostunden bis dorthin, aber es hätten ebenso gut fünf sein können. Wer in Box Hill davon sprach, in die Stadt zu fahren, meinte damit Tupelo mit seinen fünfzigtausend Einwohnern. Memphis lag in einem anderen Bundesstaat, in einer anderen Welt, außerdem grassierte dort die Kriminalität. Die Mordrate war ebenso hoch wie in Detroit. Man sah sich das Gemetzel jeden Abend auf Channel 5 an.

Der Zustand von Baileys Mutter verschlechterte sich, sie war auf keinen Fall in der Lage zu fahren, geschweige denn Blut zu spenden. Baileys Schwester lebte in Clanton, aber sie konnte ihre Kinder nicht allein lassen. Morgen war Freitag, ein Arbeitstag, und man war sich einig, dass eine Fahrt nach Memphis und zurück, mit Blutspende und allem, viele Stunden dauern würde. Wann die Spender zurückkämen, ließ sich also nicht abschätzen.

Durch einen weiteren Anruf aus Memphis erfuhr man, dass der Junge nun operiert sei, sich ans Leben klammere und dringend Blut brauche. Als diese Meldung die Männer

erreichte, die draußen in der Einfahrt standen, klang sie, als würde der arme Bailey jeden Augenblick das Zeitliche segnen, wenn sich seine Lieben nicht sofort auf den Weg ins Krankenhaus machten, um ihre Venen für ihn zu öffnen.

Rasch fand sich ein Held. Sein Name war Wayne Agnor, ein angeblich enger Freund von Bailey, der von allen Aggie genannt wurde. Er betrieb mit seinem Vater eine Autowerkstatt und konnte sich seine Arbeitszeit frei einteilen, so dass ein kurzer Trip nach Memphis kein Problem für ihn wäre. Außerdem besaß er einen Pick-up, ein aktuelles Dodge-Modell, und behauptete, Memphis wie seine Westentasche zu kennen.

»Ich kann sofort los«, erklärte Aggie den Männern selbstbewusst, und im Haus verbreitete sich die Kunde, dass die Fahrt tatsächlich stattfinden würde. Eine der Frauen dämpfte die Erwartung, indem sie darauf hinwies, dass mehrere Freiwillige gebraucht würden, denn pro Spender würde immer nur ein halber Liter Blut abgenommen. »Man kann nicht eine Gallone auf einmal spenden«, sagte sie. Die wenigsten hatten jemals Blut gespendet, und der Gedanke an Kanülen und Schläuche machte vielen Angst. In Haus und Vorgarten wurde es still. Besorgte Nachbarn, die noch Augenblicke zuvor Baileys beste Freunde gewesen waren, suchten auf einmal die Distanz.

»Ich fahre mit«, sagte schließlich ein junger Mann, woraufhin er mit Glückwünschen überhäuft wurde. Sein Name war Calvin Marr, und auch er konnte sich seine Zeit frei einteilen, weil er gerade seinen Job in der Schuhfabrik in Clanton verloren hatte und derzeit arbeitslos war. Er hatte panische Angst vor Spritzen, aber die Vorstellung, endlich einmal nach Memphis zu kommen, war verlockend. Es sei ihm eine Ehre, Blut zu spenden, erklärte er.

Aggie fühlte sich bestärkt, nun, da er Anschluss gefunden hatte. »Sonst noch jemand?«, fragte er auffordernd in die Runde.

Allgemeines Raunen hob an, wobei die meisten Männer ihre Schuhspitzen musterten.

»Wir fahren mit meinem Wagen, und ich übernehme den Sprit«, sagte Aggie.

»Wann geht's los?«, fragte Calvin.

»Sofort«, sagte Aggie. »Es ist ein Notfall.«

»Das stimmt«, pflichtete jemand bei.

»Ich werde Roger mitschicken«, bot ein älterer Herr an. Das wurde mit allgemeiner Skepsis aufgenommen. Roger, der selbst nicht anwesend war, brauchte sich wegen eines Jobs nicht zu sorgen, er hatte es bislang in keinem ausgehalten. Er hatte die Highschool abgebrochen und blickte auf eine wilde Vergangenheit mit Alkohol und Drogen zurück. Immerhin, vor Nadeln sollte er keine Angst haben.

Auch wenn die Männer über Bluttransfusionen wenig wussten, mochten sie sich nicht vorstellen, dass jemand so schwer verletzt sein konnte, dass er Rogers Blut brauchte.

»Willst du Bailey umbringen?«, murmelte einer.

»Roger macht das«, sagte sein Vater voller Stolz.

Die große Frage war nur: War er überhaupt clean? Rogers Kampf gegen seine Dämonen war in Box Hill hinlänglich bekannt. Man wusste im Allgemeinen ziemlich genau, wann er auf Drogen war und wann nicht.

»Er ist zurzeit in guter Verfassung«, erwiderte sein Vater, wenn auch ohne rechte Überzeugung. Aber die Not des Augenblicks überwog alle Zweifel, und schließlich sagte Aggie: »Wo ist er?«

»Zu Hause.«

Natürlich war er zu Hause. Roger ging nie irgendwohin. Wohin hätte er auch gehen sollen?

Binnen Minuten hatten die Frauen einen großen Korb mit Sandwiches und anderem Proviant hergerichtet. Aggie und Calvin wurden umarmt und überschwänglich beglückwünscht, als machten sie sich auf den Weg, das Land zu verteidigen. Während sie davonbrausten, um Baileys Leben zu retten, standen alle anderen in der Auffahrt und winkten den tapferen jungen Männern zum Abschied hinterher.

Roger wartete am Briefkasten, und als der Pick-up hielt, steckte er den Kopf durch das Beifahrerfenster und fragte: »Bleiben wir über Nacht?«

»Ist nicht geplant«, sagte Aggie.

»Gut.«

Nach einigem Hin und Her einigten sie sich darauf, dass sich Roger, der Dünnste, zwischen Aggie und Calvin setzen sollte, die beide groß und dick waren. Der Proviantkorb wurde auf seinem Schoß deponiert. Sie hatten Box Hill kaum hinter sich gelassen, da packte Roger bereits das erste Truthahnsandwich aus. Mit siebenundzwanzig war er der Älteste von den dreien, aber die Zeit war nicht eben gnädig mit ihm umgegangen. Er hatte bereits zwei Scheidungen hinter sich und zahlreiche erfolglose Versuche, sich seine diversen Süchte austreiben zu lassen. Er war ausgemergelt und hypernervös, und kaum hatte er das erste Sandwich verschlungen, wickelte er auch schon das zweite aus. Aggie mit seinen hundertfünfundzwanzig Kilo und Calvin mit seinen hundertfünfunddreißig Kilo verzichteten, nachdem sie bei Baileys Mutter zwei Stunden lang Auflauf gegessen hatten.

Bei ihrem ersten Gespräch ging es um Bailey, den Roger kaum kannte, während Aggie und Calvin mit ihm zur

Schule gegangen waren. Weil die drei Junggesellen waren, bewegte sich die Unterhaltung bald von ihrem verunfallten Nachbarn weg zum Thema Sex. Aggie hatte eine Freundin und behauptete, alle Vorzüge einer guten Beziehung zu genießen. Roger war angeblich schon mit jeder Bekannten im Bett gewesen und allzeit auf der Jagd. Der schüchterne Calvin war mit einundzwanzig noch Jungfrau, was er jedoch nie zugegeben hätte. Er fabulierte ein paar Eroberungen zusammen, ohne ins Detail zu gehen, und so konnte er weiterhin mitreden. Alle drei übertrieben, und alle drei wussten es.

Als sie die Grenze zu Polk County überquerten, sagte Roger: »Fahr bei Blue Dot raus. Ich muss mal pinkeln.« Aggie hielt an den Zapfsäulen vor einem Laden, und Roger rannte hinein.

»Meinst du, er trinkt?«, fragte Calvin, während sie warteten.

»Sein Daddy sagt, nein.«

»Sein Daddy lügt auch.«

Und tatsächlich tauchte Roger Minuten später mit einem Sixpack Bier wieder auf.

»O Mann«, sagte Aggie.

Als sie wieder auf ihren Plätzen saßen, verließ der Pick-up den Kiesparkplatz und nahm Fahrt auf.

Roger zog eine Dose heraus und bot sie Aggie an, der ablehnte. »Nein danke, nicht, wenn ich fahre.«

»Du kannst nicht fahren, wenn du trinkst?«

»Heute nicht.«

»Und du?« Er hielt Calvin die Dose hin.

»Nein danke.«

»Seid ihr auf Entzug, oder was?«, fragte Roger, während er die Verschlusskappe aufbog. Dann leerte er die halbe Dose in einem Zug.

»Ich dachte, du hättest aufgehört«, sagte Aggie.

»Hab ich auch. Ich hör dauernd auf. Aufhören ist einfach.«

Calvin, der den Proviant jetzt auf dem Schoß hatte, fing aus lauter Langeweile an, an einem Haferkeks zu nagen. Roger leerte die Dose, drückte sie Calvin in die Hand und sagte: »Kannst du sie rausschmeißen?«

Calvin ließ die Fensterscheibe herunter und schleuderte die Dose nach hinten auf die Ladefläche des Pick-ups. Während er das Fenster schloss, öffnete Roger schon das nächste Bier. Aggie und Calvin tauschten nervöse Blicke.

»Darf man denn Blut spenden, wenn man getrunken hat?«, fragte Aggie.

»Klar«, sagte Roger. »Hab ich schon oft gemacht. Habt ihr mal Blut gespendet?«

Aggie und Calvin gaben widerstrebend zu, dass sie das noch nie getan hatten, und das inspirierte Roger zu einer ausführlichen Beschreibung der Prozedur. »Man muss sich hinlegen, weil die meisten dabei bewusstlos werden. Die verdammte Nadel ist so dick, dass die Leute schon in Ohnmacht fallen, wenn sie sie nur sehen. Man bekommt einen breiten Gummiriemen um den Bizeps geschnallt, und dann stochert die Schwester in der Ellbogenbeuge herum und sucht nach einer dicken, fetten Vene. Am besten schaut man dabei woandershin. In neun von zehn Fällen sticht sie beim ersten Mal daneben – das tut höllisch weh –, dann entschuldigt sie sich, und man verflucht sie stillschweigend. Wenn man Glück hat, erwischt sie die Vene beim zweiten Mal, und wenn es klappt, schießt das Blut in einen Schlauch, der in einen kleinen Beutel führt. Das ganze Zeug ist durchsichtig, so dass man sein eigenes Blut sehen kann. Es ist erstaunlich, wie dunkel Blut ist, fast braun wie Kastanien. Bis ein halber Liter rausgelaufen ist, dauert es eine halbe Ewigkeit, und die ganze Zeit über hält

sie die Nadel fest, die in der Vene steckt.« Zufrieden mit seiner Gruselgeschichte, hob Roger die Dose und trank.

Ein paar Meilen fuhren sie schweigend dahin.

Als die zweite Dose leer war, schleuderte Calvin sie ebenfalls nach hinten. Roger öffnete die dritte. »Das Bier hilft«, sagte er und schmatzte mit den Lippen. »Es verdünnt das Blut, so dass es schneller geht.«

Mittlerweile war offensichtlich, dass er die Absicht hatte, den Sixpack so schnell wie möglich zu vernichten. Aggie überlegte, dass es klug wäre, die Alkoholmenge etwas zu reduzieren. Er hatte schlimme Geschichten über Rogers Räusche gehört.

»Ich nehm auch eine«, sagte er. Roger reichte ihm eine Dose.

»Ich auch«, sagte Calvin.

»Na also, geht doch«, sagte Roger. »Ich trinke nicht gern allein. Daran erkennt man einen echten Trinker nämlich.«

Aggie und Calvin tranken maßvoll und langsam, während Roger das Bier weiterhin in sich hineinschüttete. Als der erste Sixpack geleert war, fiel ihm genau zur rechten Zeit ein, dass er mal pinkeln müsse. »Fahr da raus, bei Cully's Barbecue.« Sie befanden sich am Rande der kleinen Stadt New Grove, und Aggie begann sich zu fragen, wie lange die Fahrt wohl dauern würde. Roger verschwand hinter dem Laden, um sich zu erleichtern, dann schlüpfte er hinein und kaufte zwei weitere Sixpacks. Als New Grove hinter ihnen lag und sie wieder über einen dunklen, schmalen Highway rauschten, zogen sie die Verschlüsse auf.

»Schon mal in Memphis in einem Stripclub gewesen?«, fragte Roger.

»Ich bin überhaupt noch nie in Memphis gewesen«, gab Calvin zu.

»Nicht dein Ernst!«

»Doch.«

»Und du?« Roger wandte sich an Aggie.

»Klar war ich schon mal in einem Stripclub«, antwortete Aggie stolz.

»Und in welchem?«

»An den Namen kann ich mich nicht erinnern. Die sind doch alle gleich.«

»Da täuschst du dich«, widersprach Roger scharf und verschluckte sich fast an seinem Bier. »Manche haben super Miezen mit tollen Körpern, andere bloß Nutten vom Straßenstrich, die überhaupt nicht tanzen können.«

Roger setzte zu einem langen Vortrag über legalen Striptease in Memphis an. Früher hätten die Mädchen alles ausziehen dürfen, führte er aus, jeden Fetzen, dann wären sie vor einem auf den Tisch gesprungen und hätten wild getanzt, gezuckt und mit dem Hintern gewackelt, zu lauter Musik, Stroboskoplicht und unter wildem Applaus. Dann seien die Gesetze geändert und Stringtangas vorgeschrieben worden, was manche Clubs ignoriert hätten. Tabledance sei von Lapdance abgelöst worden, was wiederum zu neuen Vorschriften im Hinblick auf den Körperkontakt zu den Mädchen geführt habe.

Als Roger mit seinen historischen Ausführungen fertig war, leierte er die Namen von einem halben Dutzend Nachtclubs herunter, die er angeblich gut kannte, und lieferte einen eindrucksvollen Überblick über deren Stripperinnen. Seine Ausführungen waren detailliert und anschaulich, und als er schließlich geendet hatte, brauchten die beiden anderen noch ein Bier.

Calvin, der in seinem Leben noch herzlich wenig weibliches Fleisch berührt hatte, war völlig in Bann geschlagen. Nebenbei zählte er mit, wie viele Bierdosen Roger leerte, und als die Nummer sechs erreicht war –

nach etwa einer Stunde –, wollte er eigentlich etwas sagen. Doch stattdessen lauschte er lieber diesem erfahrenen Mann von Welt, der einen geradezu unstillbaren Durst nach Bier hatte und immer mehr davon in sich hineinschüttete, während er mit erstaunlicher Präzision nackte Mädchen beschrieb.

Schließlich kehrten sie zu ihrem ursprünglichen Thema zurück. Roger sagte: »Bestimmt haben wir nachher noch Zeit, im Desperado vorbeizuschauen, wenn wir im Krankenhaus fertig sind, auf ein paar Drinks und vielleicht einen Tabledance oder zwei.«

Aggie hatte das rechte Handgelenk locker auf dem Lenkrad liegen, in der linken Hand hielt er ein Bier. Er beobachtete die Straße, ohne auf den Vorschlag zu reagieren. Seine Freundin würde ihn anschreien und mit Gegenständen nach ihm werfen, wenn sie erführe, dass er sein Geld in einem Club verprasst hatte, um Stripperinnen anzugaffen. Calvin dagegen war plötzlich ganz aufgeregt. »Das klingt gut«, sagte er voller Vorfreude.

»Klar«, fügte Aggie hinzu, weil ihm nichts anderes übrigblieb.

Aus der Gegenrichtung näherte sich ein Wagen, und kurz bevor er sie passierte, geriet Aggie versehentlich mit dem linken Vorderreifen auf den gelben Mittelstreifen. Er riss den Wagen zurück auf die Fahrbahn. Das andere Auto bremste scharf.

»Das war ein Bulle!«, schrie Aggie. Roger und er wandten sich hastig um und warfen einen Blick auf den anderen Wagen, der abrupt angehalten hatte. Die Bremslichter glühten rot.

»Verdammt, du hast Recht«, sagte Roger. »Einer vom County. Nichts wie weg!«

»Der verfolgt uns«, sagte Calvin in Panik.

»Blaulicht! Blaulicht!«, kreischte Roger. »O Scheiße!«

Instinktiv drückte Aggie das Gaspedal durch, und der große Dodge röhnte über eine Anhöhe. »Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte er.

»Fahr zu, verdammt!«, schrie Roger.

»Wir haben haufenweise Bier im Wagen«, fügte Calvin hinzu.

»Aber ich bin nicht betrunken«, beharrte Aggie. »Abhauen macht alles nur noch schlimmer.«

»Wir sind schon längst dabei, abzuhausen«, sagte Roger. »Jetzt geht es nur noch darum, nicht erwischt zu werden.« Mit diesen Worten leerte er eine weitere Dose, als wäre es seine letzte.

Der Pick-up erreichte hundertzwanzig Stundenkilometer, auf dem folgenden flachen Abschnitt des Highways sogar hundertvierzig. »Er kommt schnell näher«, sagte Aggie, der in den Rückspiegel blickte, bevor er die Augen wieder auf den Highway vor sich richtete. »Mit Blaulicht in die Hölle ...«

Calvin ließ das Fenster herunter und sagte: »Kommt, wir schmeißen das Bier raus!«

»Nein!«, kreischte Roger. »Spinnst du? Der kriegt uns nicht! Schneller, schneller!«

Der Pick-up raste über eine kleine Anhöhe und wurde dabei fast von der Straße getragen. Dann schlitterte er mit ausbrechendem Heck um eine enge Kurve, und Calvin sagte: »Wir werden uns noch umbringen.«

»Halt's Maul!«, brüllte Roger. »Schaut nach einer Einfahrt, wir verstecken uns.«

»Da ist ein Briefkasten«, sagte Aggie und trat auf die Bremse. Der Deputy lag nur wenige Sekunden zurück, aber sein Wagen war nicht zu sehen. Sie bogen scharf nach rechts ab, und die Lichtkegel des Pick-ups wischten über

ein kleines Farmhaus, das sich unter gewaltigen Eichen duckte.

»Licht aus«, befahl Roger, als hätte er solche Situationen schon öfter erlebt. Aggie stellte den Motor ab und schaltete die Scheinwerfer aus. Fast geräuschlos rollte der Wagen über die kurze Auffahrt, ehe er neben einem weiteren Pick-up zu stehen kam. Das Ford-Modell gehörte Mr. Buford M. Gates, wohnhaft Route 5, Owensville, Mississippi.

Der Polizeiwagen flog an ihnen vorbei, mit blinkendem Blaulicht, aber ohne Sirene. Die drei Blutspender hatten sich in ihre Sitze geduckt und hoben die Köpfe erst, als das Signallicht schon längst nicht mehr zu sehen war.

Das Haus, das sie sich ausgesucht hatten, lag dunkel und still da. Offenbar gab es keine Wachhunde. Sogar die Außenlampe an der vorderen Veranda war aus.

»Klasse gemacht«, sagte Roger leise, und sie begannen wieder zu atmen.

»Schwein gehabt«, flüsterte Aggie.

Sie beobachteten das Haus und lauschten in Richtung Highway, und nach ein paar Minuten wundervoller Stille waren sie sich einig, dass sie tatsächlich Glück gehabt hatten.

»Wie lange werden wir jetzt hier festsitzen?«, fragte Calvin schließlich.

»Nicht lange«, erwiderte Aggie, ohne die Fenster des Hauses aus den Augen zu lassen.

»Ich höre ein Auto«, sagte Calvin, und die drei zogen die Köpfe wieder ein. Sekunden später rauschte der Deputy aus der anderen Richtung vorbei, mit Blaulicht, aber ohne Sirene.

»Der verdammte Hurensohn sucht nach uns«, murmelte Roger.

»Klar tut er das«, sagte Aggie.

Als das Geräusch des Polizeiwagens in der Ferne verebbte, setzten sich die drei wieder auf, und Roger sagte: »Ich muss pissen.«

»Nicht hier«, sagte Calvin.

»Mach die Tür auf«, beharrte Roger.

»Kannst du nicht warten?«

»Nein.«

Calvin öffnete vorsichtig die Beifahrertür, stieg aus und sah Roger hinterher, der an Mr. Gates' Ford trat und gegen das rechte Vorderrad pinkelte.

Anders als ihr Mann hatte Mrs. Gates einen leichten Schlaf. Sie war sicher, dass sie draußen etwas gehört hatte, und als sie den letzten Rest Schlaf abgeschüttelt hatte, war sie dessen gewiss. Buford schnarchte schon seit einer Stunde, aber irgendwann gelang es ihr, ihn aus seinen Träumen zu reißen. Er griff unter das Bett und zog eine Flinte hervor.

Roger war noch nicht ganz fertig mit Pinkeln, als im Küchenfenster ein schmaler Lichtstreifen sichtbar wurde. Alle drei sahen ihn sofort. »Lauf!«, zischte Aggie durch die Autoscheibe, dann ergriff er den Schlüssel und drehte ihn im Zündschloss.

Calvin sprang in den Wagen zurück und sagte gepresst: »Los, los, los!«, während Aggie den Rückwärtsgang einlegte und Gas gab. Hastig an seiner Hose zerrend, stolperte Roger auf den Dodge zu. Er schwang sich über die Seitenklappen auf die Ladefläche, landete unsanft zwischen den leeren Bierdosen und klammerte sich fest, während der Wagen die Einfahrt zur Straße entlangholperte. Als sie auf Höhe des Briefkastens waren, ging das Verandalicht an. Auf der Straße kam der Wagen für einen Moment zum Stehen. Da öffnete sich die

Vordertür des Hauses, und ein alter Mann stieß das Fliegengitter auf.

»Er hat eine Waffe!«, sagte Calvin.

»Zu schade«, sagte Aggie, rammte den Getriebehebel in die Drive-Stellung und malte eine fünfzehn Meter lange Gummispur auf die Straße, während sie einen filmreifen Blitzstart hinlegten. Eine Meile weiter bog Aggie in eine schmale Querstraße ein und stellte den Motor ab. Sie stiegen aus, streckten sich und lachten angesichts der Beinahekatastrophe. Ihr Lachen war nervös, und sie versuchten sich einzureden, dass sie keine Angst gehabt hätten. Dann überlegten sie, wo der Deputy sein mochte. Schließlich räumten sie die Ladefläche des Pick-ups auf und ließen die leeren Dosen in einem Graben zurück. Zehn Minuten vergingen, und es gab noch immer kein Anzeichen von dem Deputy.

Aggie sprach das Offensichtliche aus. »Jungs, wir müssen weiter, Memphis wartet.«

Calvin, der vor dem Desperado noch mehr Angst hatte als vor dem Krankenhaus, sagte: »Ja, wir sind spät dran.«

Roger erstarrte mitten auf der Straße. »Ich hab meinen Geldbeutel verloren.«

»Was?«

»Ich hab meinen Geldbeutel verloren.«

»Wo?«

»Muss mir beim Pinkeln rausgefallen sein.«

Die Chancen standen gut, dass Rogers Geldbeutel nichts Wichtiges enthielt – wie Geld, Führerschein, Kreditkarten, irgendwelche Mitgliedskarten. Auf jeden Fall nichts, womit man mehr hätte anfangen können als mit einem benutzten Kondom. Aggie hätte fast nach dem Inhalt gefragt, aber dann tat er es doch nicht, weil er wusste, dass Roger behauptet hätte, das Ding sei voller Schätze.

»Ich muss ihn holen.«

»Ist das dein Ernst?«, fragte Calvin.

»Da ist mein Geld drin, mein Führerschein, meine Kreditkarten und all das Zeug.«

»Aber der Alte hat eine Waffe.«

»Und wenn's hell wird, findet er meinen Geldbeutel, holt den Sheriff, und der ruft den Sheriff von Ford County an, und dann haben sie uns. Du bist schon ganz schön blöd, weißt du?«

»Immerhin hab ich meinen Geldbeutel nicht verloren.«

»Er hat Recht«, sagte Aggie. »Er muss das Ding holen.« Den beiden anderen entging nicht, dass Aggie »er« gesagt hatte und nicht »wir«.

»Du hast doch keine Angst, oder?«, fragte Roger Calvin.

»Ich hab keine Angst, weil ich nämlich nicht zurückfahre.«

»Ich glaub schon, dass du Angst hast.«

»Lass gut sein«, sagte Aggie. »Wir tun Folgendes. Wir warten, bis der Alte wieder im Bett ist, dann fahren wir gemütlich zurück, so nah ans Haus wie möglich, aber nicht zu nah. Wir halten, du schleichst dich die Einfahrt hoch, suchst deinen Geldbeutel, und dann hauen wir ab.«

»Ich wette, in dem Ding ist sowieso nichts drin«, sagte Calvin.

»Und ich wette, da ist mehr drin als in deinem«, gab Roger zurück, während er sich ein Bier aus dem Wagen fischte.

»Lass gut sein«, sagte Aggie erneut.

Sie standen neben dem Wagen, tranken Bier und beobachteten den verwaisten Highway aus sicherer Entfernung. Nach fünfzehn Minuten, die ihnen wie eine Stunde vorkamen, stiegen sie ein, Roger kletterte auf die Ladefläche. Vierhundert Meter vor dem Haus hielt Aggie

auf einem flachen Abschnitt der Straße und stellte den Motor ab, damit sie jedes sich nähernde Auto sofort hörten.

»Kannst du nicht dichter ranfahren?«, fragte Roger, als er neben der Fahrertür stand.

»Ist doch gleich hinter der Kurve da vorn«, erwiderte Aggie. »Noch dichter, und er könnte uns hören.«

Die drei blickten auf den dunklen Highway. Hinter den Wolken leuchtete hin und wieder der Mond hervor. »Hast du eine Waffe?«, fragte Roger.

»Ich hab eine«, sagte Aggie, »aber die kriegst du nicht. Du schleichst dich zum Haus, und dann kommst du zurück. Ein Kinderspiel. Der Alte schläft bestimmt längst wieder.«

»Du hast doch keine Angst, oder?«, fragte Calvin voller Anteilnahme.

»Quatsch.« Und damit verschwand Roger in die Dunkelheit. Aggie ließ den Pick-up an und wendete mit ausgeschalteten Scheinwerfern, damit er in Fahrtrichtung stand. Er stellte den Motor wieder ab, und sie kurbelten die Fenster herunter und begannen zu warten.

»Er hat acht Bier intus«, sagte Calvin leise. »Der ist voll wie ein Eimer.«

»Aber er hat sich im Griff.«

»Alles Übung. Trotzdem, vielleicht erwischt ihn der Alte diesmal.«

»Wär mir ziemlich egal. Bloß wären wir dann auch dran.«

»Warum ist er gleich noch mal mitgefahren?«

»Sei still. Wir müssen auf den Verkehr hören.«

Roger verließ die Straße, als der Briefkasten in Sicht kam. Er sprang in einen Graben und lief geduckt durch ein Bohnenfeld in der Nähe des Hauses. Falls der Alte immer noch Ausschau hielt, würde er sich auf die Einfahrt konzentrieren. Also beschloss Roger, sich von hinten anzuschleichen. Alle Lichter waren aus. Das kleine Haus

lag ruhig da, kein Laut war zu hören. Im Schutz der Bäume kroch Roger durch das nasse Gras, bis er den Ford-Pick-up sah. Er verharrte hinter einem Geräteschuppen, um Luft zu holen, und stellte fest, dass er schon wieder pinkeln musste. Nein, sagte er zu sich selbst, das musste jetzt warten. Er war stolz – er hatte es ohne das geringste Geräusch bis hierher geschafft. Dann packte ihn die Angst – was trieb er hier eigentlich? Er atmete tief durch, duckte sich und schlich weiter. Als der Ford zwischen ihm und dem Haus war, ging er auf alle viere und ertastete sich seinen Weg über den Schotterbelag am Ende der Einfahrt.

Weil der Kies unter ihm knirschte, bewegte Roger sich im Zeitlupentempo vorwärts. Er fluchte, als seine Hände nahe dem rechten Vorderrad in Feuchtigkeit langten. Dann fand er seinen Geldbeutel, und mit einem Grinsen steckte er ihn in die rechte Gesäßtasche seiner Jeans. Er hielt kurz inne, machte einen tiefen Atemzug und trat leise den Rückzug an.

In der Stille hörte Mr. Buford Gates alle möglichen Geräusche, auch solche, die nicht real waren. In der Gegend war zurzeit Wild unterwegs, und er nahm an, dass die Tiere auf der Suche nach Gras und Beeren waren. Plötzlich hörte er etwas anderes. Langsam erhob er sich aus seiner Deckung auf der seitlichen Veranda, richtete die Flinte zum Himmel und schoss zweimal in Richtung Mond.

Die Schüsse donnerten in der Ruhe des späten Abends wie Haubitzen, ein unheilverheißendes Dröhnen, das sich meilenweit fortsetzte.

Unten auf dem Highway, nicht weit entfernt, folgte unmittelbar auf die Schüsse das Quietschen von Reifen. Es klang in Bufords Ohren genauso wie das Geräusch, das er zwanzig Minuten zuvor direkt vor seinem Haus gehört hatte.

Die sind noch in der Nähe, dachte er.

Mrs. Gates öffnete die Seitentür. »Buford!«

»Ich glaube, die sind noch in der Nähe«, sagte er und lud die Browning Kaliber .16 nach.

»Hast du sie gesehen?«

»Vielleicht.«

»Was soll das heißen, vielleicht? Worauf hast du denn geschossen?«

»Geh wieder rein, ja?«

Die Tür wurde zugeschlagen.

Roger kauerte unter dem Ford-Pick-up, drückte sich mit angehaltenem Atem die Weichteile und schwitzte heftig, während er fieberhaft überlegte, ob er sich an die Getriebewelle direkt über ihm hängen oder auf dem Schotter wegkrabbeln sollte. Stattdessen rührte er sich nicht vom Fleck. Die dröhnenden Schüsse hallten immer noch in seinen Ohren, und die quietschenden Reifen seiner feigen Freunde ließen ihn lautlos fluchen. Er wagte kaum zu atmen.

Die Tür öffnete sich wieder, und die Frau sagte: »Hier ist eine Taschenlampe. Vielleicht siehst du dann, worauf du schießt.«

»Geh wieder rein und ruf bei der Gelegenheit den Sheriff an.«

Die Tür schlug erneut zu, dann hörte man die Frau gedämpft reden. Kaum eine Minute später war sie zurück. »Ich hab beim Sheriff angerufen. Es heißt, Dudley wäre irgendwo in der Gegend auf Streife.«

»Hol mir die Autoschlüssel«, sagte der Mann. »Ich dreh eine Runde auf dem Highway.«

»Du kannst doch bei Dunkelheit gar nicht fahren.«

»Jetzt hol mir endlich die verdammten Schlüssel.«

Abermals fiel die Tür krachend ins Schloss. Roger versuchte rückwärtszukriechen, aber auf dem Schotter machte er zu viel Lärm. Er bewegte sich vorwärts, in Richtung der Stimmen, aber auch das verursachte Knirschgeräusche. Also beschloss er zu warten. Wenn der Pick-up rückwärts losfuhr, würde er bis zum letzten Moment warten, um dann die vordere Stoßstange zu packen und sich ein paar Meter weit ziehen zu lassen, bis er in der Dunkelheit entkommen konnte. Wenn ihn der Alte entdeckte, würde er mehrere Sekunden brauchen, um anzuhalten, seine Waffe zu nehmen, auszusteigen und die Verfolgung aufzunehmen. Dann wäre Roger schon längst im Wald verschwunden. Es war ein Plan, der funktionieren konnte. Ebenso gut könnte es aber auch passieren, dass Roger von den Rädern zermalmt, bis zum Highway mitgeschleift oder von einer Kugel tödlich getroffen wurde.

Buford trat von der seitlichen Veranda und begann mit seiner Taschenlampe zu suchen. Von der Tür aus schrie Mrs. Gates: »Ich hab deine Schlüssel versteckt. Du darfst in der Nacht nicht fahren!«

Braves Mädchen, dachte Roger.

»Besser, du gibst sie mir jetzt.«

»Ich hab sie versteckt.«

Buford brummte im Dunkel vor sich hin.

Der Dodge raste ein paar Meilen weit wie von der Kette gelassen, bis Aggie schließlich vom Gas ging und sagte: »Wir müssen zurück.«

»Warum?«

»Wenn er getroffen wurde, müssen wir erklären, was passiert ist, und uns um die Einzelheiten kümmern.«

»Hoffentlich ist er getroffen worden, und zwar so, dass er nicht mehr reden kann. Wenn er nicht mehr reden kann,

kann er uns auch nicht verpfeifen. Komm, wir fahren nach Memphis.«

»Nein.« Aggie wendete, dann fuhren sie schweigend, bis sie wieder an der Nebenstraße angelangt waren, wo sie zuvor gewartet hatten. Unweit eines Zauns saßen sie auf der Motorhaube und überlegten, was sie als Nächstes tun sollten. Es dauerte nicht lange, und sie hörten eine Sirene, dann zischte Blaulicht auf dem Highway vorüber.

»Wenn der Krankenwagen kommt, haben wir ein Riesenproblem«, sagte Aggie.

»Und Roger erst.«

Als Roger die Sirene hörte, geriet er in Panik. Aber während sie näher kam, begriff er, dass sie die Geräusche übertönen würde, die er bei seiner Flucht verursachte. Er griff nach einem Stein, rutschte damit zu einer Seite des Pick-ups und schleuderte ihn in Richtung des Hauses. Etwas wurde getroffen. Mr. Gates sagte: »Was war das?«, und rannte zur Veranda zurück. Roger wand sich wie eine Schlange unter dem Wagen hervor, durch den Urin, den er vorhin hinterlassen hatte, und das feuchte Gras bis zu einer Eiche. In diesem Moment erschien mit lautem Gedröhne Deputy Dudley auf der Bildfläche. Er stieg auf die Bremse und schlitterte in die Einfahrt, dass Schotter aufspritzte und Staub aufwirbelte. Der Aufruhr rettete Roger. Mr. und Mrs. Gates liefen Dudley entgegen, während Roger sich weiter in die Dunkelheit zurückzog. Binnen Sekunden war er hinter einer Reihe Sträucher, dann an einem alten Schuppen vorbei und schließlich in einem Bohnenfeld verschwunden. Eine halbe Stunde verstrich.

Aggie sagte: »Ich denke, wir sollten zum Haus gehen und denen alles erzählen. Dann wissen wir zumindest, ob er okay ist.«

»Aber die kommen uns bestimmt mit Widerstand gegen die Staatsgewalt und wahrscheinlich auch noch mit Trunkenheit am Steuer.«

»Also, was schlägst du vor?«

»Der Deputy ist bestimmt längst wieder weg. Dass kein Krankenwagen da ist, heißt, dass mit Roger alles okay ist, ganz egal, wo er ist. Ich wette, er hat sich irgendwo verkrochen. Am besten machen wir einen kurzen Abstecher zum Haus, schauen uns um und fahren dann weiter nach Memphis.«

»Ist einen Versuch wert.«

Sie fanden Roger am Straßenrand, Richtung Memphis humpelnd. Nach einem scharfen Wortwechsel beschlossen sie weiterzufahren. Roger nahm wieder seinen Platz in der Mitte ein, Calvin saß an der Tür. Zehn Minuten lang schwiegen sie, die Augen starr geradeaus gerichtet. Alle drei kochten vor Wut.

Rogers Gesicht war zerkratzt und blutig. Er stank nach Schweiß und Urin, und seine Sachen waren voller Schlamm und Schmutz. Nach ein paar Meilen öffnete Calvin das Fenster, und noch ein paar Meilen weiter sagte Roger: »Mach das Fenster wieder zu.«

»Wir brauchen frische Luft«, erwiderte Calvin.

Sie hielten, um als Balsam für die Nerven einen neuen Sixpack zu besorgen, und nach ein paar Schlucken fragte Calvin: »Hat er auf dich geschossen?«

»Keine Ahnung«, sagte Roger. »Ich hab ihn gar nicht gesehen.«

»Das klang wie eine Kanone.«

»Ihr hättet das mal von da hören sollen, wo ich war.«

Das fanden Aggie und Calvin witzig, und sie lachten los. Roger, der sich inzwischen auch beruhigt hatte, ließ sich von ihrem Lachen anstecken, und bald johlten alle drei

über den Alten mit seiner Knarre und seiner Frau, die die Schlüssel versteckt und Roger damit vermutlich das Leben gerettet hatte. Beim Gedanken an Deputy Dudley, der immer noch mit seinem Blaulicht auf dem Highway auf und ab flitzte, mussten sie noch mehr lachen.

Aggie hielt sich an die Nebenstraßen. Als sie unweit von Memphis auf den Highway 78 trafen, rasten sie die Auffahrt hoch, um in den Verkehr auf der vierspurigen Straße einzufädeln.

»Da vorn ist eine Truckerkneipe«, sagte Roger. »Ich muss mich mal waschen.«

Im Laden kaufte er ein T-Shirt mit einem NASCAR -Motiv und eine Kappe, dann wusch er sich auf der Männertoilette Gesicht und Hände. Als er zum Wagen zurückkehrte, waren Aggie und Calvin beeindruckt von seiner Verwandlung. Sie sausten weiter, den hellen Lichtern der Stadt entgegen. Es war jetzt fast zehn Uhr abends.

Die Werbetafeln wurden größer und greller und standen immer dichter. Seit einer Stunde hatten die drei das Desperado nicht mehr erwähnt, aber jetzt wurden sie plötzlich daran erinnert, durch ein aufreizendes Plakat mit einer jungen Frau, die aus den spärlichen Fetzen, die sie trug, förmlich herauszuquellen drohte. Ihr Name war Tiffany, und sie strahlte von einer riesigen Werbetafel herab, die das Desperado als den Herrenclub mit den heißesten Stripperinnen des gesamten Südens anpries. Der Dodge verlangsamte merklich.

Tiffanys nackte Beine schienen mindestens eine Meile lang zu sein, und das hauchdünne Nichts, das sie trug, ließe sich ihr zweifellos mit einem Handgriff vom Leib reißen. Sie hatte wasserstoffblonde Haare, üppige rote Lippen und einen verheißungsvollen Blick. Der Gedanke, dass sie möglicherweise nur ein paar Meilen von hier

entfernt arbeitete und dass man sie leibhaftig sehen konnte, war überwältigend.

Der Dodge nahm wieder Fahrt auf. Ein paar Minuten lang sprach keiner. Schließlich sagte Aggie: »Am besten fahren wir gleich zum Krankenhaus. Bailey könnte inzwischen tot sein.«

Baileys Name fiel zum ersten Mal seit Stunden.

»Das Krankenhaus ist über Nacht offen«, sagte Roger. »Die machen nie zu. Meinst du vielleicht, die schließen abends und schicken alle heim?« Um seine Solidarität zu demonstrieren, lachte Calvin herzlich los.

»Ihr wollt also vorher ins Desperado?«, fragte Aggie kompromissbereit.

»Warum nicht?«, sagte Roger.

»Wär doch was.« Calvin trank Bier und versuchte, sich Tiffany bei der Arbeit vorzustellen.

»Wir bleiben ein Stündchen und fahren dann zum Krankenhaus«, sagte Roger. Nach zehn Bier war er immer noch erstaunlich klar im Kopf.

Der Türsteher beäugte sie misstrauisch. »Zeig mal deinen Ausweis«, brummte er Calvin an, der einundzwanzig war, aber jünger aussah. Aggies Gesicht entsprach seinem Alter. Roger ging mit seinen siebenundzwanzig für vierzig durch. »Mississippi, hm?«, sagte der Türsteher mit unverhohlener Abneigung.

»Jo«, sagte Roger.

»Zehn Dollar.«

»Nur weil wir aus Mississippi sind?«, fragte Roger.

»Nein, Klugscheißer, das zahlt hier jeder. Wenn's dir nicht passt, kannst du ja auf deinen Trecker hüpfen und heimfahren.«

»Bist du zu allen Kunden so freundlich?«, fragte Aggie.

»Jo.«

Sie entfernten sich ein paar Schritte und steckten die Köpfe zusammen, um über den Eintrittspreis zu debattieren und ob sie bleiben sollten oder nicht. Roger erklärte, dass ganz in der Nähe noch ein Club sei, gab aber zu bedenken, dass der Eintritt dort ähnlich hoch sein könnte. Während sie sich im Flüsterton beratschlagten, versuchte Calvin durch die Tür zu spähen, um einen kurzen Blick auf Tiffany zu erhaschen. Er sprach sich dafür aus, zu bleiben, und am Ende war der Entschluss einstimmig.

Drinne wurden sie von zwei kräftigen Rausschmeißern abgetastet, die sie anschließend in das eigentliche Lokal führten. In der Mitte des Raumes befand sich eine runde Bühne mit zwei jungen Frauen – eine weiß, eine schwarz –, die sich in alle Richtungen reckten.

Calvin war wie gelähmt bei dem Anblick. Die zehn Dollar Eintritt waren augenblicklich vergessen.

Ihr Tisch stand kaum sechs Meter von der Bühne entfernt. Der Club war halb voll, das Publikum war jung und stammte überwiegend aus der Arbeiterklasse. Sie waren nicht die einzigen Landjungs, die in die Stadt gekommen waren. Ihre Bedienung trug nichts als einen Stringtanga, und als sie mit einem knappen »Was darf's sein? Drei Getränke mindestens« vor ihnen auftauchte, fiel Calvin beinahe in Ohnmacht. So viel sündiges Fleisch auf einmal hatte er noch nie gesehen.

»Drei Getränke?«, fragte Roger und versuchte, Blickkontakt zu halten.

»So sieht's aus«, bestätigte sie.

»Was kostet ein Bier?«

»Fünf Dollar.«

»Und wir müssen drei bestellen?«

»Drei pro Gast. Das sind die Hausregeln. Wenn's euch nicht passt, könnt ihr das mit den Jungs da besprechen.«